

Die Erfindung der Menschlichkeit

Ich erinnere mich nicht an das Davor. Obwohl es unzweifelhaft ein Davor gegeben haben muss. Ebenso wie es eine Welt außerhalb dieses Zimmers geben muss, von der ich nichts weiß. Die einzige Besucherin aus dieser Welt, die Krankenschwester, versucht mir von Beidem zu erzählen. Zwischen ihren dünnen, trockenen Lippen knistern die Ahnungen, Beobachtungen und Erinnerungen eines gesamten Lebens. Während ich ihr nur zuhören kann, am Leben und doch ohne ein Leben auf das ich zurück blicken könnte. „Du bist ein Wunder- ein Zeichen Gottes!“ hat sie gesagt. Sie hat diese Behauptung in der ihr typischen Art formuliert, die einen gewissen Zweifel nicht ausschließt. Sie hat mich angesehen mit ihren kleinen, blicklosen Augen. So als gäbe es mich nicht mehr. Als sei ich bereits tot und meine Pflege daher etwas zutiefst Paradoxes das sie davon abhielte sich den Lebenden zuzuwenden. Dabei betont sie immer wieder, dass ich am Leben bin. Dass ich wie durch ein Wunder dem Tod entgangen bin. Eigenartigerweise lassen mich ihre Erzählungen kalt. Ich kann genau sehen, wann sie die Details die sie nicht beobachtet hat, erfindet. Ich sehe ihre Lügen wie winzige Maden die sich unter ihrer Gesichtshaut kräuseln und ihr die Stirn runzeln und kleine Nerven in ihren Wangen zum Zucken bringen. „Man hat dich erst gefunden als alles vorbei war. Du bist einfach aufgestanden und hast angefangen zu schreien. Man musste dich festhalten und zu Boden ringen...“ Bei diesem Satz schnürte sie das Band um meinen rechten Arm und klopfte die Vene ab. Nachdem die Wirkung des Morphiums nachgelassen hatte, habe ich gesehen, dass sie an meinem Bettrand saß. Dass sie einfach untätig auf meinem Bettrand saß

und mich im Schlaf beobachtete. Als sie sah, dass ich die Augen öffnete stand sie auf, setzte den Schwesternhut wieder auf und verließ das Zimmer. Seitdem kommt sie alle paar Stunden hinein und berichtet mir und sitzt auf meinem Bettrand. Aber sie tut das nicht meinetwegen. Sie ist nicht daran interessiert die Wahrheit heraus zu finden. Es geht ihr lediglich darum zu erzählen, eine Vergangenheit zu konstruieren. Beinahe als versuche sie ein Netz aus Wörtern zu spinnen, das weniger dazu gedacht ist mich aufzufangen als vielmehr ihr eine Sicherheit zu geben. Ich weiß allerdings nicht worin diese Sicherheit liegt. Doch ich kann dieses Gefühl der Sicherheit beobachten. Es dringt in ihren Körper ein, verschmilzt mit ihrem Lächeln und scheint ihr auf einmal die Berechtigung zu geben, ihr die so viel zu tun hätte, untätig an meinem Bett zu sitzen. Manchmal raucht sie auch während sie erzählt. Sie drückt den Rauch so tief in ihre Lungen, dass ihre Stimme ganz nasal und kratzig wird. „Es ist alles nach Vorschrift abgelaufen.“ Das ist ein Satz, den sie gerne verwendet. Er ist der Anfang der großen Sicherheit und sie genießt ihn gerne mit einem weiten Blick durch das Zimmer. „Du standest mit den Anderen im Hof... Der Ausführende hat seine Waffe geladen und ist die Reihe abgelaufen. Für jeden ist nur eine Kugel vorgesehen. Munitionsverschwendung wird hart bestraft. Also musste jeder mit einer Kugel getötet werden...“ An dieser Stelle starrt sie auf meine Stirn. Auf die Stelle, an der, von einem Verband geschützt, meine Wunde liegt. „Aber deine Kugel hat dich nicht getötet...“ Wenn ich ihr zuhöre, ist es als sehe ich die Szene vor mir. Ich male mir den Hof aus, die Mauer vor der wir standen. All die Gesichter, an die ich mich nicht erinnern kann. Ist meine Familie mit mir gestorben? „Deine Mutter hat gebetet!“ flüstert sie dann. „Ich hab´ gesehen wie sie

gebetet hat, dass du verschont wirst! Und Gott hat sie erhört!“ Doch ihre Wangen zucken bei diesen Worten und röten sich. Sie sieht mich nicht an, verliert sich in dieser falschen Sicherheit. In dieser Vorstellung dass die Vorschrift ein zweites Mal erfüllt worden ist: Denn ein Gebet und ein inständiges Flehen, so glaubt sie, muss von Gott erhört werden. Ich kann diesen Glauben in ihren Augen sehen. Und wenn sie mich ansieht lese ich den Wunsch, in mein Überleben etwas hinein zu deuten. Vielleicht erzählt sie auch deswegen so viel. Vielleicht will sie uns Beiden die Bedeutung des Geschehens weismachen. Es ist seltsam, aber umso mehr sie erzählt umso weniger glaube ich ihr. Nachts, wenn die Mauern der Kaserne, die zu einem Krankenhaus umfunktioniert wurde wie sie mir berichtet hat, unter den fernen Bombeneinschlägen erzittern, versuche ich ihr zu glauben. Ich versuche mir ein Leben vorzustellen, eine Kindheit und Jugend und eine Beschäftigung. Es gelingt mir nicht. Ich spüre deutlich, dass ich noch etwas von diesem Davor in mir trage. Etwas lebt neben mir her, verbirgt sich vor meinem direkten Zugriff und ist dennoch Teil meines Selbst. Trotzdem begrenzt sich mein Sein auf diesen Raum. Auf das Bett und die Spritzen, die schimmeligen Mauern und die Gerüche und Geräusche die in mein Zimmer hinein getragen werden. Ab und zu schwirrt eine Fliege hinter der Krankenschwester ins Zimmer. Meistens bleibt sie ein paar Stunden und stirbt dann auf dem Fensterbrett oder verschwindet aus meinem Sichtfeld und taucht Tage später leblos auf dem Boden auf. Da das einzige Fenster im Zimmer, das in der Wand gegenüber meinem Bett eingelassen ist, Tag und Nacht mit einem schwarzen Vorhang verdunkelt ist, herrscht in meinem Zimmer trotz der Deckenlampe ein beständiges Zwielight. In diesem Zwielight sind die Schatten der Gegenstände dunkler und

schwerer. Wie riesige Flecken schwirren die Fliegenschatten über Wände und Bett, Fledermäusen nicht unähnlich. Um diesen Schatten zu entkommen schließe ich die Augen, was leider zur Folge hat dass ich mich ganz auf die Schmerzen in meinem Kopf konzentrieren kann. Seit ich aufgewacht bin, pocht mein Kopf. Allerdings ist es kein wirklicher Schmerz, es fühlt sich an als säße hinter meinen Augen ein kalter, schwerer Stein der jeden Seheindruck filtert. Ihn auswäscht bis er farblos und leblos in meinem Gehirn ankommt. Mit diesem Stein geht eine allumfassende Kälte einher. Ich fühle nichts. Ich erinnere mich an nichts. Oft vergehe ich im Dunkeln, löse mich einfach auf und riesele wie Sand zwischen die Ritzen der Mauern. Dann bin ich das Moos, das überall die Wände empor klettert und dem Raum einen erdigen, feuchten Geruch verleiht. Und ich fürchte mich, kralle mich in den Bettbezug unter dem Eindruck, meinen Körper zu verlieren. Aus ihm heraus zu fallen, in die Dunkelheit hinein die nichts weiter ist. Nur Dunkelheit und kein Raum über dem sie liegt. „Das kommt vom Morphium!“ behauptet die Schwester. Dann schüttelt sie mein Kissen aus und wechselt meinen Verband. Wobei sie mir jedes Mal einen Spiegel mitbringt, den sie mir in die Hand gibt. Sie will dass ich sehe, was mir angetan wurde. Sie will, dass ich sehe, wie gut die Wunde heilt. „Als ob Gott selbst die Salbe auftrage!“ flüstert sie. In diesen Momenten weiß ich, dass sie nicht wirklich an Gott glaubt. Dass sie diesen Glauben vor sich herträgt wie ihre Sicherheit, ihre erfüllten Vorschriften. Verzweifelt greifen ihre Hände nach der Wasserschale, die sie neben das Bett gestellt hat. Kaum berühren ihre Finger den Rand meiner Wunde zuckt sie zurück, als habe sie Angst vor einer Berührung. Als fürchte sie, die Wunde könne auf sie überspringen und sie könnte tot neben meinem Bett

zusammen sinken. „An was erinnerst du dich?“ fragt sie dann. Ihre Stimme ist nicht mehr als ein Flehen, ein Bitten um Erlösung. „Erinnere dich!“ schreien ihre Augen mich an. „Empfinde Wut und Hass! Denke an Rache! Empfinde etwas bei dem Gedanken, dass deine Familie getötet wurde und du erschossen wurdest! Empfinde etwas bei dem Gedanken, dass dich nichts als ein Zufall gerettet hat! Dass du nur lebst, weil die Munition knapp geworden ist!“ In diesen Momenten denken wir beide das Gleiche. Ich lebe, denke ich und der Gedanke pocht in meinem Kopf, weil ich nur eine Kugel wert war. Weil meine Kugel mich nicht getötet hat. Als ich sie einmal gefragt habe, warum man mich nicht ein zweites Mal erschossen hat, hat sie mich ein paar Sekunden mit vor Schreck geweiteten Augen fixiert und schließlich ihre Hand auf mein Handgelenk gelegt. Sie hat kalte, feuchte Hände mit langen Fingern, die nach Desinfektionsmittel riechen. „Du bist ein Wunder! Ein Zeichen Gottes! Dich ein zweites Mal zu erschießen wäre... Alle glauben, dass du ein Wunder bist! Eine medizinische Sensation! Die Soldaten würden dir kein Haar mehr krümmen!“ In ihren Augen habe ich mein eigenes, bleiches Gesicht gespiegelt gesehen. Da wurde mir klar, warum sie log. Sie log aus demselben Grund warum sie sich an die Sicherheit von Vorschriften klammert: Weil sie Angst vor der Bedeutungslosigkeit hat. Angst davor, dass man mich nur nicht getötet hat, weil nicht noch mehr Munition verbraucht werden darf. Weil mich nur eine lächerliche Vorschrift gerettet hat. Sie lügt, weil sie fürchtet, dass jemand kommen und mich töten und ihr Wunder kaputt machen könnte. Deswegen sitzt sie bei mir und pflegt mich. Sie ist verantwortlich für mich. Und ich kann nicht anders als sie dafür bedauern. Ich bedauere sie, weil sie noch etwas will, noch etwas fühlt und

wünscht und leidet. Das Einzige, was mich beschäftigt ist die Leere, die Kopfschmerzen und das Liegen. Wenn ich zu lange liege stehe ich auf und gehe im Zimmer auf und ab. Wenn ich auf die Toilette muss benutzte ich den Nachttopf der unter meinem Bett steht und wenn ich Hunger habe warte ich auf das Essen, das sie mir bringt. Ich atme und denke und erinnere mich trotzdem nicht. Ich beobachte sie und studiere ihre Bewegungen, weil mir nichts anderes zu tun bleibt. Jetzt höre ich ihre Schritte auf dem Gang. Ihr erster Besuch heute kündigt sich an. Wie immer, mit leichten, rhythmischen Schritten die in den alten Gemäuern noch lange nachhallen. Bevor sie die Klinke hinunter drückt und eintritt wechselt sie ein kurzes Wort mit der Wache vor der Tür. „Guten Morgen!“ flüstert sie. „Irgendwelche Besonderheiten?“ Der Wachmann hustet leise und flüstert etwas Unverständliches. Ich habe den Verdacht, dass er den ganzen Tag nichts tut als herum zu stehen und zu rauchen. Oft weht eine winzige, blaue Rauchwolke mit der Krankenschwester ins Zimmer. Die Klinke drückt sich wie erwartet herab und sie schlüpft durch die Tür und in einer flüssigen Bewegung balanciert sie das Tablett herein und schließt die Tür mit dem Fuß. „Guten Morgen! Schmerzen?“ Das ist ein Ritual, sie fragt mich und ich antworte nicht und sie erinnert sich an die Vorschrift Häftlinge mit der Nummer anzusprechen. „Guten Morgen- 2512! Schmerzen?“ – „Nein.“ sage ich und wie jeden Morgen rümpft sie ein wenig die Nase im Näherkommen. Dieses Naserümpfen ist gleichzeitig Kritik an meiner Verweigerung und Zeichen ihrer Verlegenheit. Schnell stellt sie das Tablett am Bettrand ab. Sie sieht schmäler aus als in den letzten Wochen. Unter der weißen Uniform, die schon ganz abgeschabt und grau an den Ärmeln ist, ragen ihre Schulterknochen wie Berge heraus. Ihr dunkles Haar, das

größtenteils von der Haube verdeckt ist, knistert mit jeder Bewegung wie trockenes Reißig. Sie greift nach dem Bettbezug und streichelt ihn in abwesenden, fahrigen Kreisen. „Iss!“ Ich folge dem Befehl und widme mich dem Brei aus Getreide und Wasser. Der Anblick des Frühstücks bereitet mir stets Übelkeit. Ich löftele den kalten Brei ohne zu schmecken. Sie holt eine Spritze aus der Brusttasche ihrer Uniform und hält sie ins Licht. Mit ihren kalten, langen Fingern klopft sie dagegen und ihr Gesicht wird noch ein bisschen kleiner und unsicherer. Sie denkt an all die Soldaten die im Morphinrausch nach ihr greifen und schreien. Sie glaubt, dass ich leide und leidet gleichzeitig stellvertretend für mich. Selbst meine Schmerzlosigkeit kann sie mir nicht glauben, oder kann sie nicht akzeptieren. Denn ich bin eine Märtyrerin, ein Wunder Gottes- mein Leiden ist die Bedingung an die das Wunder geknüpft ist. Sie holt das Band hervor und bindet mir den rechten Arm ab. Der linke ist bereits voller Einstiche und es gelingt ihr nicht mehr die Vene dort richtig zu treffen. Ich beobachte ihre geschickten, kalten Hände und spüre ihre Berührung wie die eines aufgeregten Käfers, der die Härchen auf meinem Arm knickt. Wie ein Käfer berührt sie mich, wie ein Lebewesen das auf dem falschen Platz gelandet ist und sich nicht zu Recht findet. Manchmal glaube ich, dass sie mich lediglich pflegt, weil sie in der anderen Welt alleine ist. Vielleicht hat auch sie keine Erinnerung mehr an das Davor. Plötzlich erscheint es möglich- dass sie neben meinem Bett steht, in ihrer weiten, schäbigen Uniform, die Spritze in der Hand, und nie etwas anderes getan hat als in mein Zimmer zu kommen, mich zu versorgen und Geschichten zu erzählen. Als ob sie nie einem Menschen begegnet wäre, außer mir. Ich höre auf zu essen und entgegen meiner Erwartung setzt sie mir die Spritze nicht.

Sie dreht ihren Oberkörper halb zu mir hin und ich sehe ihr Herz unter dem weißen Stoff schlagen. Jetzt ist es nicht mehr Angst in ihrem Blick. Es ist mehr als das. Sie fürchtet sich vor einer Pflicht, vor etwas, was sie glaubt tun zu müssen. Die Furcht kräuselt ihre trockenen Lippen, die sie öffnet um zu sprechen. In der Sekunde in der ihre Unterlippe aufspringt und helles, rotes Blut heraus tropft, sie die Hand instinktiv anhebt und auf die Wunde legt, ahne ich, was sie sagen wird. Ich ahne, dass etwas in diesen Raum eindringen wird. Etwas wird mit mir geschehen. Diese Ahnung durchjagt mich so intensiv, dass ich plötzlich Angst bekomme. Ich könnte aufspringen und an ihr vorbei rennen! Fliehen! In die Arme des Wächters? Es hat keinen Sinn, ich atme tief aus und beobachte sie. Sie hat die Spritze wieder eingesteckt. Ein paar Blutstropfen sind ihr auf die Brust getropft und sickern jetzt in den grauen Stoff ihrer Uniform. Durch die Hand auf ihrer Lippe murmelt sie: „Jemand wird gleich vorbei kommen...“ Als seien ihre Worte der Auslöser dafür ertönen dumpfe Schritte auf dem Gang. Sie blickt sich um, wie eine Diebin die kurz vor der Entdeckung steht. Und ich bin das Gut, das sie verstecken muss, wenn sie es behalten will. Die Schritte, schwer und geordnet, sind die Schritte eines Soldaten. Das Geräusch der herunter gedrückten Klinke entzieht der Krankenschwester jeden Willen und sie sinkt wie eine Statue auf das Fußende meines Bettes. Stumm beobachtet sie mit mir, wie der Soldat eintritt. Er ist groß und in der üblichen Uniform. Vor seinem Bauch trägt er einen Strauß orangener Blumen vor sich her. Die Blumen sind in voller Blüte, überbordend mit barocken Blättchen und Verästelungen und an den Spitzen jedes Blütenblattes verbleicht das Orange in ein schwaches Gelb. Aus irgendeinem Grund kommt es mir vor, als hätte ich diese Blumen

schon einmal gesehen. Jahre zuvor hat sie mir vielleicht ein anderer Mensch genauso an ein Bett getragen. Mit dem gleichen, müden Gesichtsausdruck. Die dunklen Augen des Soldaten nicken der Krankenschwester zu und starren dann zu Boden. Eine Armbreite vor meinem Bett bleibt er plötzlich stehen. Vielleicht will er mir die Blumen nicht überreichen. Womöglich will er sie der Krankenschwester geben, deren Verehrer er sein könnte, aber er traut sich nicht. Natürlich ist das Unsinn. Er ist aus einem Grund gekommen und wir kennen ihn beide. In all der Unmöglichkeit des Menschlichen, diesem leeren, eingesperrten Augenblick, spüre ich etwas zutiefst Menschliches an ihm. Ich sehe ihm in die Augen und versuche das Gefühl zu ergründen. Er hat braune, kleine Augen in einem breiten, blassen Gesicht ohne Konturen. Fast sieht es aus als habe ein Maler sein Gesicht gemalt und aus Unachtsamkeit die Ränder mit seinem Ärmel verwischt, so dass sein Gesicht nun in die Umgebung mit einfließt. Es fließt in die Wände mit ein, von denen der Putz bröckelt, in die Hände der Krankenschwester, die sich gegenseitig bezupfen wie grasende Tiere und in den schweren Geruch der Blüten. Seine vollkommene Ausdruckslosigkeit schwebt zwischen den einzelnen Blüten wie eine ungeheure Behauptung in der Luft. Hier bin ich, sagen seine Augen und sein Mund verweigert jedes Wort. Was er zu sagen hat, ist nicht von Bedeutung. Auch die Blumen, die er mir endlich reicht, sind es nicht. Ich umfasse die Stängel der Blumen, die sich kräftig und holzig anfühlen. Er zieht seine Hände zurück und unsere Finger streifen sich ungewollt. Ich sehe ihn an, versuche ihn zu zwingen mich anzusehen. Der Soldat starrt auf seine Stiefel. Sein Blick ist voller Erschöpfung als er ihn mir zuwirft. Ich fange ihn nicht auf. Das ist nicht meine Aufgabe. Ich drücke den Blumenstrauß

gegen meine Brust und mein Herz rast. Da steht er und ich müsste Hass empfinden und Schmerz, Verzweiflung. Ich müsste aufspringen und ihn nieder reißen. Ihm die Blumen ins Gesicht peitschen, sein Hemd zerreißen, in seine Arme beißen, ihn zerkratzen und ihn vor den Augen der Krankenschwester töten, die nicht einmal einschreiten würde. Sie würde nur dasitzen und mit ansehen wie ihr Wunder zerbräche. Aber ich fühle keine Wut, keinen Hass und keine Verzweiflung. Ich bemühe mich. Versuche die Szene in meinem Kopf abzuspielen: Er steht vor mir. Er legt die Waffe auf meine Stirn, zwischen meine Augen. Er zögert nicht, er rechtfertigt sich nicht und er zweifelt nicht. Er drückt ab, aber ich sterbe nicht. Ich sehe sein Gesicht, das so fremd ist, so konturlos und willkürlich. Der Soldat wendet sich ab und im Abwenden schließt er die Augen als könne er meinen Anblick nicht ertragen. Ich sehe dem Rücken zu, der sich zur Tür wiegt und ein letztes Mal inne hält. „Danke!“ sage ich endlich. Es ist als hätte ich einen Schuss abgefeuert, der Soldat und die Krankenschwester zucken zusammen. Beide blicken mich aus ihren müden Gesichtern an, in denen unkontrolliert Muskeln zucken. Er hat mich nicht erschossen, denke ich, er hat die Augen dabei geschlossen und dann zählt es nicht.

Die Tür fällt hinter dem Soldaten ins Schloss und fast augenblicklich setzt das leise Wimmern der Krankenschwester ein. Sie hat sich im Sitzen zusammen gekrümmt und drückt ihre Unterarme gegen ihr Gesicht. Ihr Zucken bringt das Bett zum Wackeln. Langsam versinkt das Bild ihrer weinenden Gestalt hinter einem Vorhang aus Unschärfe. Voller Erleichterung spüre ich meine ersten Tränen in diesem Leben.